

»Witzischkeit«

Fehlerhaft • Vom »Fernwehturm« bis zur »Adventshasserin«:

Witzlose Versuche, Glossen zu schreiben. Woran liegt es, dass viele Journalisten dabei so sang und klanglos scheitern?

VON CHRISTIAN BLEHER

Wenn Glossen nicht erheitern, nicht komisch wirken, nicht einmal ein wenig aufhellen, muss das nicht immer am Leser liegen. Meist fehlt:

- eine (sinnvolle) Struktur. Der Anlass der Geschichte wird erst am Ende verraten.
- Phantasie. Die Einfälle, die ein Thema bis zur Kenntlichkeit verzerren könnten, bleiben zu nah am Alltagsgeschehen.
- Mut zum Übertreiben, nicht Vereinbares gleichzusetzen, jemanden anzugreifen.
- ein (tragfähiges) Rollenspiel. Zu oft ist das reale Erlebnis, sind die realen Gedanken des Autors selbst Gegenstand der Glosse.
- eine (kritische) Aussage. Viele Autoren bleiben bescheiden in Anspruch und Ziel ihrer Glosse. So entstehen die vielen Alltagskolumnen, die wohl nicht einmal die Autoren selbst wirklich witzig finden.

Und doch: Spaß muss sein! In vielen Zeitungen täglich. Diesen Befehl führen die Heiterkeits-Rekruten an den Tastaturen gnadenlos aus. Die folgenden Beispiele sind Ende 2005 beliebigen deutschen Blättern entnommen und zeigen, dass und warum es hapert mit der »Witzischkeit« (Hape Kerkeling) - auch in besseren Häusern.

Den Leser nicht unnötig hinhalten

Im Feuilleton der *FAZ* geht es um den »Fernwehturm«. Was das sein soll und warum davon die Rede ist, erschließt sich auf 66 Zeilen nicht so schnell. »Da wir dies schreiben, liegt er im Nebel. Ein gnädiger grauer Himmel hat sich abgesenkt über Mitte, hat sich vorsichtig und punktgenau hinabbewegt, hat einen kühlen grauen Schleier gelegt über den Geplagten.« Wer mag

»er« sein, wer »der Geplagte«? Es dauert noch ein paar Zeilen, bis ein *FAZ*-Leser, der nicht zufällig in Berlin-Mitte wohnt und den Fernsehturm sowie die nachrichtliche Ausgangslage kennt, versteht, warum es sich das Lesen lohnen könnte. Was der Autor sicher als feinsten Tiefsinn empfindet, erleben Leser oft als Hingehalten-Werden.

Erst 14 Zeilen vor Schluss erscheint der Anlass unverhüllt: Die Telekom will die überdimensionale Kugel des ehrwürdigen aber schon vielfach missbrauchten Turmes in einen rosa Fußball verwandeln. Ein gutes Thema. Wieviel mehr Klarheit und Leselust aber wäre entstanden, hätte der Autor gleich am Anfang das Bild mit dem rosa Ball beschrieben, um sich dann eventuell in das Wesen des Turmes hineinzusetzen, den das alles nicht juckt, weil er über den Dingen und den »Wuselfritzen« steht, die ihn »anstrahlen, behängen und umlagern«. Er hätte dann die Leser eingeladen, assoziativ vor auszulaufen, statt einem Geheimnistuer auf die Spur zu kommen.

Ins Reich der Phantasie abheben

Wer nur 28 Zeilen Platz hat, wie der Autor der Rubrik »Links außen« in der *Rheinischen Post*, muss notgedrungen schneller zur Sache kommen: »In Australien können sich preisbewusste Menschen künftig die Kühlschranksbeleuchtung sparen. Sie müssen ihr Schweinekotelett nur im Großraum Sydney kaufen und ein wenig Geduld aufbringen. Irgendwann ist sicher ein Stück dabei, das schön leuchtet, weil in seinem Inneren das Bakterium *Pseudomonas fluorescens* am Werk ist«. Wenn die Nachricht am Anfang stehen darf, können die Leser gespannt sein, was aus dem leuchtenden Stoff alles wird.

fällt oft schwer

Leider nicht viel - das lassen schon die nächsten zwei Sätze ahnen. Semantisches Geplänkel soll darüber hinwegtäuschen, dass eine Glossen-Idee fehlt. So beliebt wie untauglich ist das Synonym: Beim Blick ins »Kühlgerät« könnten die Australier die Arbeit »der kleinen Wesen« in ihrem »strahlenden Ergebnis bewundern«. Auch im nächsten Satz welkt der Wortwitz statt knackiger Ideen: Die Lebensmittelbehörde habe bestätigt, dass »die Gesellen« häufig in Fisch oder Fleisch vorkämen. Die Glosse bewegt sich nicht weg vom Ausgangspunkt, sie hebt nicht ab ins Reich der Phantasie, von wo aus allein Fallhöhe entsteht. Nur von dort oben aus entsteht Komik - und manchmal sogar Erkenntnis.

Statt sich aber auszumalen, wozu man leuchtenden Fisch noch verwenden könnte, schwenkt der Autor auf die Vegetarier und deren »Blick in die (dunkle) Röhre«. Die Leser kauern weiter vor dem Kühlschrank, weil der Autor weder den Ort, noch das Gerät, noch das Material oder den Zweck wechselt, nicht ein einziges einmal. Wie wäre es etwa mit einer unterkühlten Export-Empfehlung: In den klammen Wohnungen im Deutschland des Sozialabbaus eigneten sich australische Fischstäbchen sicher gut als Christbaumkerzenersatz: Machen hell und schmecken der ganzen Familie. Und sind gar nicht teuer.

Den Wirtschaftsweisen mimen und Exporteure zu verrückten Taten ermuntern, die sehr wohl Kritik erkennen lassen - das ist Rollenspiel. Sich die Ideen dazu ausmalen, das ist die lustvolle Arbeit der Phantasie. Sie lebt von Übertragungen, Verzerrungen und wenn nötig auch von kleinen oder größeren Gemeinheiten. In der Berliner Zeitung aber fragt sich die Phantasie zaudernd, ob sie sich wirklich entfalten darf - und bleibt dann doch lieber brav. Dabei war auch in diesem Fall der Stoff satiretauglich: »Stellen Sie sich vor: Es brennt, aber die Feuerwehr darf nicht kommen. So will es die EU!«, heißt es im ersten Satz der Kolumne »Von Tag zu Tag«. Dank einer Richtlinie, die den Feinstaubausstoß von Dieselfahrzeugen ab 2008 streng limitiert, dürf-

ten Berliner Feuerwehrautos, weil sie diesem Standard nicht genügen, nicht ausrücken.

Also, »was tun, wenn's brennt«, fragt der Autor richtig am Übergang vom ersten zum zweiten Absatz. Aber statt sich mit schillernden Farben genau das auszumalen, skizziert er mit zaghaften Bleistiftstrichen die »traditionell brandgefährliche« Sylvesternacht 2008, in der die Bürger selber löschen dürfen. Wieder wird mit Wortwitz Satire angetäuscht, statt voll draufzuhalten. Nicht immer empfiehlt es sich, wie in diesem Beispiel, vom nachrichtlichen Kern weg zu erzählen. Manchmal ist es besser, darauf zu erzählen, also zu erklären, wie alles kam. Rollenspiel: Mögliches Mäuschen in EU-Planungszimmern.

Vorsicht bei Alltagsglossen

Besonders groß ist die Gefahr des Scheiterns bei der Alltagsglosse, wo der Aufhänger oft ein ganz persönlicher ist, sich in trivialen Umständen wie denen der Jahreszeit findet, oder beides. Wie bei der Kollegin von der *Sächsischen Zeitung*, der kurz vor dem 1. Advent ein Besuch der Oma ins Haus steht, die wieder einmal nur »Stollen ohne Rosinen« mag und den dann »aber bitte nicht aus dem Supermarkt«. Schnell wird die bekennende »Adventshasserin« zur rasenden Rächerin am verratenen Gemeinwohl: Auf dem Weihnachtsmarkt nichts als Menschen. Menschen, Menschen! »Mehrere tausend Menschen«. Und die »trampeln jeden Hauch aufkommender Nostalgie tot.« Wie gemein. Die Pointe: Der Besuch der Oma wird dann doch ganz nett, »es duftet nach Tanne, frischem Kaffee und Bratapfel«, und die Autorin ist versöhnt.

Was die Schreiber in solchen Fällen verdrängen: Sie sind ihrem Publikum in der Regel nicht persönlich bekannt, die ganz persönlichen Probleme, Erlebnisse und Erleichterungen also schwer nachvollziehbar (siehe Seite 10). Und die ganz allgemeinen wiederum sind zu trivial. So wird es nie und nimmer witzig.

Christian Bleher ist Dozent und freier Journalist.